Badische Heimat 66 (1986)

V. Volkskunde

Das Wandergewerbe der Stadt Walldürn

Peter Assion, Marburg/Walldürn

„Im ganzen Deutschen Reich wird es wohl kaum eine zweite Stadt geben, deren Bevölkerung das Wandergewerbe in solchem Umfange betreibt, wie die der Stadt Walldürn." Mit diesem Satz leitete der zeitweise in Walldürn im hinteren Odenwald tätige Gewerbelehrer Joseph Geißler eine volkswirtschaftliche Studie zu diesem Wandergewerbe ein, die der renommierte „Verein für Socialpolitik" (gegr. 1873) im fünften Band seiner „Untersuchungen über die Lage des Hausiergewerbes in Deutschland" (1899) abdruckte[1]). Volkskundlich interessante Passagen aus dieser Abhandlung übernahm kurze Zeit später Elard Hugo Meyer in sein Buch „Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert"[2]), das 1984 in einer Neuausgabe erschien[3]). Dadurch blieb in Erinnerung, daß einstmals nicht nur der Schwarzwald ein blühendes Händlerwesen aufzuweisen hatte, sondern auch das nordöstliche Randgebiet Badens, wenn auch konzentriert auf eine einzige Stadt. Die Gründe für diese auffällige Sonderentwicklung mit städtischem (und eben nicht ländlich-dörflichem) Hintergrund waren von jeher klar. Walldürn hatte als viel besuchter Wallfahrtsort zum Heiligen Blut einen Wallfahrtsmarkt hervorgebracht, auf dem die Produkte eines besonderen Wallfahrtsgewerbes abgesetzt wurden: Devotionalien, Kerzen, Lebkuchen, Papierblumen usw. Bedingt durch die Konkurrenz am Ort und unter dem Druck einer wachsenden Bevölkerung ohne wirtschaftliche Alternativen hatte sich dieser Handel dann auch auf die Märkte in der weiteren Umgebung ausgedehnt, ergänzt um einen noch weiträumigeren Verkauf der Walldürner Waren von Haus zu Haus. Als Wolfgang Brückner 1958 seine große Monographie der Walldürner Wallfahrt vorlegte, bestätigte und präzisierte er diese Zusammenhänge aufgrund neuen Quellenmaterials[4]). Was den jüngsten Entwicklungsstand betraf, so konnte Brückner für die 1950er Jahre feststellen, daß das Wandergewerbe noch immer existiere, ja durch den Handel mit Textilien und Wandbildern aus örtlichen Fabriken „wieder neuen Aufschwung bekommen" habe[5]). Heute — nach weiteren 30 Jahren — ist zu sagen, daß diese Konjunktur nicht anhielt, denn mit der Ansiedelung neuer Industriebetriebe und einer Bundeswehrgarnison, mit der Belebung des Bauwesens, des ortsgebundenen Handels, des Fremdenverkehrs usw. brachte das „Wirtschaftswunder" auch den Walldürnern Arbeitsplätze und Verdienstmöglichkeiten von ungleich größerer Attraktivität, als sie der traditionelle Wanderhandel besaß. Und doch: in eingeschränktem Umfang ist Walldürn selbst heute noch eine Händlerstadt. Denn dem Zug der Zeit folgten einzelne Marktfahrer, die moderne Verkaufswägen anschafften und sich auf die gegenwärtige Konjunktur der Volksfeste und Weihnachtsmärkte einstellten. Und daneben gibt es auch noch Kleinhändler der herkömmlichen Art, wenn auch heute mit dem Auto statt zu Fuß und mit der Eisenbahn unterwegs. Dazu lebt in den alten Händlerfamilien noch stark die Erinnerung an die Vergangenheit, und die Stadtverwaltung und einige Vereine (Fastnachtsgesellschaft, Heimat- und Museumsverein) pflegen die Händlertradition als kulturelles Erbe. Dies alles mag zum Anlaß genommen werden, erneut vom Walldürner

Walldürner Hausierwaren (Lebkuchen, Wachswaren, Kunstblumen) alter Art, wie sie mit der „Köize" (links) und der „Manne" (rechts) in ganz Baden und darüber hinaus verhandelt worden sind. Die „Köize" war der Tragkorb für Männer, die „Manne" mit Doppelgriffen diente den Frauen zum Warentransport auf dem Kopf, wobei der „Wiesch" (Bildmitte) unterlegt wurde (Heimat- und Wallfahrtsmuseum Walldürn). Wegen des Transports von „Schiffli" (ein Anisgebäck) zum Walldürner Wallfahrtsmarkt wurde auch von der „Schifflismanne" gesprochen. Foto: H. W. Strobel

Wandergewerbe zu handeln, nachdem sich Wirtschaftsgeschichte und Volkskunde seit längerem nicht mehr damit befaßt haben[6]) und es unkundigen Lesern willkommen sein mag, mehr über eine Händlerstadt zu erfahren, von der ein älterer Volkskundler — Max Walter in Amorbach — zu sagen pflegte: „Walldürn steckt voller Merkwürdigkeiten."

Die Anfänge

Über die Anfänge des Walldürner Wandergewerbes hatte Geißler geschrieben: „So alt als die Wallfahrt ist auch der Hausierhandel von Walldürn"[7]). Andererseits sprach jedoch auch er von „Entwicklungsstufen", und mit den Forschungen Brückners wurde dann deutlich, daß dafür nach Jahrhunderten zu unterscheiden ist. Gab es schon im 15. Jahrhundert die Wallfahrt nach Walldürn, so doch erst mit dem Bau der barocken Wallfahrtskirche 1698/1728 einen um die Kirche und in den Straßen der Stadt aufblühenden Wallfahrtsmarkt mit Verkaufsständen für Opferwachs, Rosenkränze, Gebetbücher, Andachtsbildchen, Wallfahrtsgebäck und Gebrauchsgütern des Alltags[8]). Und fanden bei jährlich bis zu 130 000 Wallfahrern die Walldürner Wachszieher, Lebküchner, Rosenkranzmacher usw. durch diesen Markt ihr hauptsächliches Auskommen, so mußte es der rückläufige Besuch von Kirche und Markt gewesen sein, der nach Ersatz suchen und einen solchen im Wanderhandel finden ließ. Brückner setzt hierfür die Zeit um 1800

an[9]). Nachweislich brachten damals die Napoleonischen Kriege, die Säkularisation und der ganze geistige und politisch-soziale Umbruch zwischen Spätbarock und Restauration der Wallfahrt starke Einbußen, u. a. auch durch direkte Wallfahrtsverbote, und die Frequenz sank auf 20 000 bis 30 000 Pilger pro Jahr herab.

Die erste urkundliche Nachricht zum Walldürner Hausierhandel datiert jedoch bereits aus dem Jahr 1787 und findet sich in einem Bericht, mit dem das zuständige kurmainzische Oberamt Amorbach das Markttreiben in Walldürn und überhaupt die für ungesund gehaltenen wirtschaftlichen Verhältnisse der Wallfahrtsstadt kritisierte. Speziell heißt es in diesem Bericht, daß es in Walldürn viele Leute gebe, „welche ihre Lebsucht für das ganze Jahr nicht haben und sich also unschickliche Nahrungsquellen" erschlossen hätten, „worunter vorzüglich das Verkaufen der Lebkuchen und der sogenannten Schifgen oder Flindenstein[10]) und dergleichen der menschlichen Gesundheit oft schädlichen Sachen zu rechnen ist"[11]). Dann folgt der aufschlußreiche und besonders unfreundlich endende Satz: „Die Waltürner Mädgen sind durch diesen Handel in der ganzen Gegend auf 10:20 und mehrere Stunden Weeges bekannt, und bringen öfters weniges Geld, dagegen aber einen Zuwachs der Familie mit sich nach heim"[12]).

Billigt man diesem Bericht zu, daß er nach längerer Beobachtung der Walldürner Verhältnisse geschrieben wurde, dann berechtigt er dazu, die Anfänge des Wandergewerbes sogar schon vor 1787 zu suchen: also doch bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Dabei muß jedoch ein Wachs- und Devotionalienhandel, von dem wir erst später hören, von einem frühen Handel mit Backwaren unterschieden werden, für dessen Wahrscheinlichkeit im übrigen auch Nachrichten zur Geschichte des Wallfahrtsgewerbes sprechen. Schon seit Beginn des 18. Jahrhunderts drängten ungewöhnlich viele „Honigdockenkrämer" — also Verkäufer von Lebkuchen in Figurenform[13]) und ähnlichem — auf den Wallfahrtsmarkt, und einer diesbezüglichen Klage der Walldürner Brotbäcker von 1714 ist zu entnehmen, daß es sich bei diesen Krämern zugleich um ortsansässige Hersteller süßer Backwaren handelte, zumindest der Mehrzahl nach. Denn indem sich die zünftigen Brotbäcker beim Rat der Stadt darüber beschwerten, daß sie von den „Bilter-Honigdockhen und dergleichen Crämer" von den Standplätzen beim Rathaus vertrieben worden seien, machten sie geltend, daß die unliebsamen Konkurrenten doch „keine erlernte und schatzbare Handwerckher sindt", also Stadt und Obrigkeit keine Steuern zahlen würden[14]). Daraus ist zu schließen, daß die Lebkuchenbäckerei als Walldürner Hausgewerbe aufgekommen war, und wenn sich die Lebküchner auf dem Wallfahrtsmarkt durchzusetzen wußten, dann werden sie auch kaum die Möglichkeit verschmäht haben, mit ihren Waren in der Umgebung Geschäfte zu machen: auf sonstigen Kirchenfesten und Jahrmärkten sowie durch hausierenden Direktverkauf. Die Wallfahrtszeit dauerte im 18. Jahrhundert (und noch bis 1864) offiziell nur zwei Wochen in der Zeit um Fronleichnam, und mit der relativ großen Einwohnerzahl von ca. 2000 Personen unterlag Walldürn auch damals schon wirtschaftlichen Zwängen, die die Wallfahrt — in der Umgebung neidvoll „Walldürner Ernte" genannt — wohl nicht völllig auszugleichen vermochte. Während aber die Wachszieher auch nach Schluß des Wallfahrtsmarktes noch regelmäßig Kerzen an die Kirchen der Umgebung liefern konnten, fehlte den Lebküchnern eine vergleichbare Stammkundschaft. Auch kam bei ihnen mehr Konkurrenzdruck in den eigenen Reihen hinzu. Nachdem es möglich gewesen war, sich noch im kleinsten Häuschen einen Stubenofen einbauen zu lassen, gab es nämlich besonders viele „Zuckerbäcker" (wie die Lebküchner bis heute mundartlich genannt werden, um sie von den Brotbäckern zu unterscheiden): auf immerhin rund 25 wuchs ihre Zahl bis

um 1800 an[15]), wobei auch bloße „Schifflesbäcker" mitgezählt sind, die saisonweise mit einfachsten Zutaten die erwähnten „Schiffli" und „Schießerli"[16]) herstellten. Wachszieher, die einen aufwendigeren Betrieb führen mußten, lassen sich für das 18. Jahrhundert hingegen erst drei mit Namen belegen[17]), und wenn gleichwohl 1785 auf dem Wallfahrtsmarkt 24 Wachsstände gezählt wurden[18]), so ist anzunehmen, daß zum größten Teil Weiterverkäufer und auch auswärtige Wachszieher die Inhaber waren.

Zusammengefaßt ist festzuhalten, daß aus der gewerblichen Unterschicht Walldürns heraus schon im 18. Jahrhundert ein Vorstoß in Richtung Wandergewerbe erfolgt ist, und zwar durch die Lebküchnerei, wobei wir nach einer Typologie, die Wolfgang Hartke allgemein für das Hausiererwesen vorgeschlagen hat[19]), noch von „Selbsthausierern" sprechen müssen: von Verkäufern eigener Ware, die ein in der Heimatgemeinde entstandener sozialer Zwang — und nicht etwa ein primäres Interesse ferner Märkte — in die Fremde trieb. Der nächste Entwicklungsschritt war dann der, daß „Lohnhausierer" hinzutraten und es als Händler mit fremder Ware ermöglichten, daß der Produzent zuhause bleiben und mit seinen Familienangehörigen die Produktion steigern konnte. Und schließlich kam hinzu, daß der Backwarenhandel auch andere Gewerbezweige „ansteckte" bzw. sich diesen zu vermehrtem Absatz anbot: eine Entwicklung von gewisser Zwangsläufigkeit (vgl. die Erweiterung des Schwarzwälder Glaswarenhandels zum Handel auch mit Uhren, Strohgeflechten usw.). Wann in Walldürn dies alles geschah, läßt sich freilich nicht genau sagen und schon gar nicht in eine strenge Reihenfolge bringen, erhielten sich doch ursprüngliche Handelsformen neben neuen, so daß es sogar noch im 20. Jahrhundert Lebkuchenfrauen gab, die nur mit selbstgebackener Ware auf den Handel gingen (vgl. unten). Im Prinzip dürfte es alle Entwicklungsformen schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts gegeben haben. Zur vollen Blüte aber kam das Lohnhausierertum sicher erst nach 1800, d.h. nach dem von Brückner bezeichneten Einschnitt in die Walldürner Wallfahrts- und Wirtschaftsgeschichte. Als frühestes Zeugnis gibt es dazu dann wieder eine Kritik, 1825 von dem Lahrer Professor Christian Ludwig Fecht in seiner „Beschreibung einer Reise durch das Großherzogtum Baden" zu Papier gebracht. Sie nimmt nun ausdrücklich auch auf den Handel mit Wachswaren Bezug und lautet aus dem Munde eines „wackeren" Walldürner Bürgers, mit dem sich Fecht unterhalten hatte: „die Wallfahrt . . . wohl haben wir davon viel Nutzen. Auch laufen unsere Büblein mit den Lebkuchen und Wachskerzen, die hier verfertigt, aber letztere wohl auch verfälscht werden, in der ganzen Welt herum und bringen wohlgefüllte Geldsäcke mit. Aber unsere Leute werden durch den leichten und schnellen Verdienst von der Arbeit entwöhnt; die Buchener sind viel gewerbsamer als wir Walldürner . . ."[20])

Ausbreitung und Unterdrückung

Von außen und oben betrachtet stellte sich das Wandergewerbe als Fehlentwicklung dar, weil es die Walldürner Bevölkerung davon abzubringen schien, sich fleißig und redlich auf der eigenen Scholle zu ernähren und vor Ort die wirtschaftliche Hebung ihrer Stadt anzustreben. Zusätzlich wurden Gefahren für das Familienleben und die Kindeserziehung befürchtet, und auch die Sittlichkeit der Umherziehenden galt als bedroht. Die kurmainzischen Behörden unterschieden sich in dieser Betrachtungsweise nicht von den badischen, die sich seit 1806 mit Walldürn zu befassen hatten, nur daß früher empfohlen wurde, das Händlerwesen durch Hebung der Landwirtschaft zu beseitigen[21]), während später im Großherzogtum das Heil vom Handwerk sowie einer Zündholzfabrik (gegr. 1852) und einer Strohflechtschule (gegr. 1863) erwartet wurde. Völlig verkannt wurde dabei jeweils, daß sich das Wandergewerbe mit innerer Notwendigkeit entwickelt

hatte und daß es im Begriff stand, aus dem alten Wallfahrtsgewerbe eine eigene Walldürner Industrie hochzuziehen: neben einer Landwirtschaft, die mit der Realteilung des Bodens längst an ihre Grenzen gekommen war, und neben einem Handwerk, das als hoffnungslos übersetzt gelten mußte[22]).

Zwischen 1800 und 1850 wuchs die Einwohnerschaft Walldürns von ca. 2200 auf ca. 3200 „Seelen" an, und waren schon 1803 viele Taglöhner — nämlich 121 — gezählt worden, so wurde nun vollends „die ärmere Klasse die stärkste"[23]). Sie umfaßte berufslose Gelegenheitsarbeiter, Handwerker ohne Verdienst, verwitwete oder ledige Frauen ohne Versorgung: ein Personenkreis, dem keine gutgemeinten Ratschläge halfen, sondern im abgelegenen Walldürn nur die eigene Entschlußkraft und Initiative aufgrund bereits vorhandener Erfahrungen. Das hieß, daß sich nach 1800 — und so richtig erst in den ruhigen Jahren nach dem Wiener Kongreß 1815 — immer mehr Walldürner auf den Handel verlegten: im Anschluß an das alte Lohnhausierertum oder in einer Übergangszeit — ehe sich Produktion und Vertrieb doch in der Hauptsache in verschiedenen Händen konzentrierten — auch noch und wieder als Selbsthausierer, mit einem kleinen Familienbetrieb im Hintergrund. Dem Handelstrend schlossen sich jetzt selbst zünftige Handwerker an, indem sie saisonweise oder endgültig ihren alten Beruf aufgaben und es ebenfalls mit dem Backen und Verhandeln von Lebkuchen — so etliche Zimmerleute und Maurer[24]) — oder auch mit der Herstellung religiöser Wachsbilder und Tonfiguren versuchten: so der Maurer und Tüncher Melchior Schneider (1802 bis 1855), aus dessen Betrieb sich eine Devotionalienfabrik entwickeln sollte[25]). Im Bauhandwerk, das schwer darniederlag und nicht nur im Winter Not litt, griff der Handelstrend besonders um sich. Aber auch die Leineweberei, die vor 1850 noch mit 35 bis 38 Webern vertreten war, füllte als Handwerk ohne Zukunft die Reihen der Händler auf, und zum Stammvater einer ganzen Dynastie von Lebkuchenbäckern und -fabrikanten wurde Felix Josef Krämer (1801—1855), der vom nicht mehr tragfähigen Gewerbe eines Säcklers zur Zuckerbäckerei übergegangen war[26]). Junge Walldürner, denen schon die beschränkenden Maßnahmen der Zünfte den Zugang zum Handwerk verwehrten, stießen auch direkt zum ambulanten Gewerbe, das im übrigen auch stark jüngere und ältere Frauen anzog. Stieg andernorts die Zahl der Taglöhner, so sank sie in Walldürn sogar: auf 65 bis zum Jahr 1850. Denn wer hausierte, wurde eben nun als „Händler" registriert oder nannte sich nach seinem kleinen Hausgewerbe, das ihm einen Nebenverdienst oder einen Vollerwerb verschaffte. Dabei hören wir dann auch erstmals von „Blumenmachern". Dieselben stellten Altar- und Fahnenschmuck für den Wallfahrtsmarkt sowie papierne Kranzblumen für den Hausierhandel her: ein um 1820 aufgekommener Gewerbezweig, den der Kürschner Felix Gerold (1766—1833) — also wieder ein auf Zusatzverdienst bedachter Handwerker — in Walldürn eingeführt hatte, wohl nach dem Vorbild der böhmischen Blumenmacherei. Die neue Branche war besonders zukunftsträchtig. Sie ernährte schon bald eine ganze Reihe von Familien, die Gerolds Enkel — der Schuh- und Blumenmacher Franz Leopold Link (1837—1922) — als nachmaliger Blumenfabrikant überflügelte[27]). Und für lange Zeit war damit nun die „klassische" Dreiheit des Walldürner Handels geschaffen: Lebkuchen, Blumen und Wachs, wobei Wachswaren jahrzehntelang nur von einem einzigen Betrieb geliefert wurden: von der Wachszieherei Ehemann (gegr. 1806) in der Hauptstraße, welcher erst 1889 die Wachsfabrikation Heinrich Kieser zur Seite trat.

Mindestens 38 „Hausierhändler" — die erste genaue Zahl! — gab es 1837 in Walldürn, als die Behörden bei den erforderlichen „Handelspässen" den Hebel ansetzten, um die unliebsame Entwicklung zu unterdrücken.

Schon seit 1815 hatte es allgemeine badische Hausierverbote gegeben, von denen nur die Schwarzwälder Händler ausgenommen waren[28]). Die Walldürner hatten sich beim örtlichen Bezirksamt um Ausnahmegenehmigungen zu bemühen, und dabei fiel 1837 auf, daß das „Hausieren mit Blumen, Wachs und Lebkuchen . . . seit einigen Jahren eine solche Höhe erreicht (hat), daß zur Beseitigung des hieraus hervorgehenden Mißstandes eine Beschränkung desselben eintreten muß"[29]). Die Regierung des Unterrheinkreises zu Mannheim forderte beim Bezirksamt — das die Sache aufgerührt hatte — ein genaues Verzeichnis aller zugelassenen Händler an, wobei dann der Walldürner Gemeinderat in der Eile nur die genannten 38 erfassen konnte, nicht aber weitere, die zur fraglichen Zeit — es war Dezember und Haupthandelszeit für Lebkuchen — ortsabwesend waren[30]). Den Mannheimern genügte jedoch offenbar schon das vorläufige (erst später vervollständigte) Verzeichnis, um am 5. Juni 1838 anzuordnen, daß hinfort nur noch die zehn bedürftigsten Hausierer zu konzessionieren seien, denn „der Handel mit Blumen, Wachs und Lebkuchen gehört nicht zu den Industrieprodukten des Odenwaldes, welche die Hausierverordnung vom 21. Sept. 1815 § 6 durch Erteilung von Hausierscheinen begünstigt wissen will"[31]). Für die Walldürner war dies ein harter Schlag. Doch über Bittschriften betroffener Händler[32]) setzte man sich amtlicherseits ebenso hinweg wie über wiederholte Gesuche des Gemeinderates, der schon deshalb zu den Hausierern hielt, weil er befürchtete, die um ihren Broterwerb gebrachten Handelsleute würden der Gemeindekasse zur Last fallen, während gleichzeitig über die „Fabrikation" (und entsprechend die „Fabrikanten") der bewährten Walldürner Artikel das Todesurteil gesprochen sei[33]). In diesem Zusammenhang ist ausdrücklich von Einwohnern die Rede, „welche sich dermal nur noch durch ihren . . . Handel ernähren", also von Lohnhausierern.

Der Druck der „Verbotszeit" scheint wenigstens dadurch gemildert worden zu sein, daß man neben den „Handelspässen" noch „Heimatscheine" verausgabte, die zum Besuch von Märkten berechtigten (was umgekehrt seit 1841 den zehn zugelassenen Hausierern untersagt war, deren „Heimatscheine" eingezogen wurden). So dürfte sich auch erklären, daß in einem Walldürner Bürgerverzeichnis von 1850 insgesamt 40 „Handelsmänner" aufgeführt sind[34]).

Am meisten benachteiligt waren die Frauen. Während von Anfang an — vgl. die schon 1787 besonders erwähnten „Walltürner Mädgen" — weibliche Personen an der Entwicklung des ambulanten Gewerbes stark beteiligt waren und im Handeln quasi den ersten „Frauenberuf" Walldürns gefunden hatten, wurden jetzt nur noch einzelne arme Witwen bei der Paß- oder Scheinvergabe berücksichtigt, sofern sie keine Kinder zu versorgen hatten oder nicht ihrerseits von schon erwachsenen Kindern unterhalten werden konnten[35]). Offenbar unterlief man aber auch die Restriktionen und fand Wege zur alten Stammkundschaft, ohne sich polizeilicher Kontrolle auszusetzen. Einem erhalten gebliebenen Geschäftsbuch des Wachsziehers Theodor Ehemann[36]) sind für November/Dezember 1850 und Januar 1851 genau 39 Walldürner Abnehmer von Wachsstöcken zu entnehmen: eine erstaunliche Tatsache, die nur bedeuten kann, daß die Verzeichneten — 27 Männer und 12 Frauen — zum Advent bzw. auf Lichtmeß mit den Wachsstöcken hausieren gegangen sind, und zwar — bei Einzelmengen im Wert bis zu 195 Gulden — gewiß nicht nur innerhalb der Walldürner Stadtgrenzen. „Subversiv" verhielt sich sogar der Walldürner Gemeinderat, indem er in befürwortenden Gutachten für die Antragsteller von Reisepässen falsche Angaben machte und sich dafür amtlichen Tadel und Ordnungsstrafen zuzog[37]).

Mit allen Mißhelligkeiten war dann Schluß, als mit dem badischen Gewerbegesetz von 1862 die Gewerbefreiheit eingeführt wurde. Ein Handelspaß konnte jetzt nur noch straf-

Paß Nr. 7 — Gültig für ein Jahr
Großherzogthum Baden
Kreis. Amt
Kennzeichen
Alle in und ausländische Civil und Militär Behörden werden geziemend ersucht d... Vorzeiger dieses
Besondere Kennzeichen
Persönliche Verhältnisse
Conscription
Unterschrift des Paß Inhabers
ausgefertigt worden
Gegeben
Unterzeichnet

Kurz bevor 1862 in Baden die Gewerbefreiheit eingeführt wurde, ließ sich der Walldürner Lebküchner Johann Valentin Krämer diesen Handelspaß ausstellen, der ihm erlaubte, „auf Messen und Märkten Zuckerbäckerwaaren feil zu halten" (Privatbesitz der Lebkuchenfabrik B. & J. Krämer, Walldürn).

fällig gewordenen Personen usw. verweigert werden, und so schnellte noch im gleichen Jahr die Zahl der Händler und Händlerinnen auf 140 hoch, um sich bis 1898 noch einmal zu steigern: auf 172 Besitzer von Handelspässen, von denen 70 nur Messen und Märkte besuchten, während die Mehrzahl zusätzlich hausierte[38]). Die Pässe galten jeweils für zwei Jahre und wurden dann erneuert. Miteingetragen waren über 100 Personen als Begleiter (Träger), so daß um 1900 rund 300 Walldürner ständig im Handel unterwegs waren: ein Sechstel der erwerbsfähigen Bevölkerung bzw. ein Zehntel der gesamten Einwohnerschaft.

Die Hochkonjunktur

Wenn Wolfgang Hartke vorrechnet[39]), daß von einer „Hausiergemeinde" gesprochen werden könne, wenn mindestens 0,5% der Wohnbevölkerung im Wandergewerbe unterwegs sei (bzw. gewesen sei), so war Walldürn nun ab 1862 eine der führenden Hau-

siergemeinden Südwestdeutschlands oder eben eine Händlerstadt. Da bis zum Jahrhundertende die Einwohnerzahl nicht mehr stieg, sondern sogar leicht zurückging, gewann das örtliche Händlertum um so größere sozialstatistische und tatsächliche Relevanz, und zwar letzteres schon dadurch, daß es Personen am Ort hielt, die sonst wohl ausgewandert wären. Nachdem sich die Lage des Handwerks nicht gebessert, sondern durch die aufkommende Industrie der Städte noch verschlechtert hatte, erfaßte die Auswanderungsbewegung zwar auch Walldürn[40]), gefolgt von der Landflucht in die neuen Wirtschaftszentren, vor allem nach Mannheim. Daraus erklärt sich die Walldürner Bevölkerungsentwicklung insgesamt. Doch blieb Walldürn einer der volkreichsten Orte im nordbadischen Hinterland, und wie ein Paradigma der Walldürner Sozialgeschichte will es erscheinen, daß sich in der Untergasse im Haus der Seilerfamilie Krug — wegen Verdienstmangels nach Philadelphia/USA gegangen — der Zuckerbäcker Julius Frank einrichtete und zahlreichen Händlerfamilien Verdienst gab bzw. von diesen Verdienst erhielt[41]). Den Zuwachs seitens der Hausierer gab es weiterhin aus der Sozialschicht, die oben schon für die ältere Zeit charakterisiert worden ist, sowie durch Weitergabe des Wandergewerbes in den meist kinderreichen Familien. Begünstigend wirkte dabei jedoch die Gewerbefreiheit nicht allein. Es kam hinzu, daß die deutsche Gewerbeordnung von 1869 den Handel über Baden hinaus auch in den Nachbarländern (in Bayern und Württemberg, in Hessen und in der Pfalz) gestattete und der Ausbau des Bahnnetzes erlaubte, immer ausgedehntere Wandergebiete rasch und bequem zu erreichen[42]). Schon ab 1862 konnte von Mosbach aus mit der Bahn ins „Unterland" am Neckar und weiter ins „Oberland" am Oberrhein gefahren werden, und nachdem 1866 Seckach und Osterburken und schließlich 1887 Walldürn selbst Bahnstation geworden waren, bot sich den Hausierern erst recht die Eisenbahn an, auch ins Württembergische und über Lauda ins bayerische Franken. Sogar auf das 1871 reichsdeutsch gewordene Elsaß griff das Handelswesen nun aus. In älterer Zeit waren nur einzelne solche weiten Wege gegangen, und zwar z. T. „heimlich" (worüber sich vorerst nichts genaueres aussagen läßt), denn die alten badischen Handelspässe hatten das Hausieren nur im Großherzogtum zugelassen und zeitweise sogar nur im Unterrheinkreis.

„Uff die Hannelschaft" zu gehen, das hieß jedoch auch noch im Zeitalter der Eisenbahn, mit der schwerbepackten „Köize" auf dem Rücken oder — so die Frauen — mit der vollen „Manne" auf dem Kopf durch die Kleinstädte und über die Dörfer zu ziehen und im Direktverkauf die Walldürner Waren loszuschlagen, die man als „Ei(n)päcker" — so die ortsübliche Bezeichnung für die Lohnhausierer — mit auf den Weg genommen hatte. Im Anschluß an Geißler zeichnete Elard Hugo Meyer davon folgendes Bild: „Im Oktober und November geht Alles ‚auf die Handelsschaft', um zu Weihnachten besonders Lebkuchen und Zuckerguß, zu Mariä Lichtmeß Wachs und vor Ostern Heiligenbilder, Gebetbücher, Rosenkränze und Kränze anzubringen. Bei den Sonntagstänzen verehrt der Bursch gern seinem Schatz einen Walldürner Lebkuchen... Der Hausierer trägt alle diese Herrlichkeiten im schweren Tragekasten auf dem Rücken, die Hausiererin in einem riesigen Korb von über einem Meter Bodendurchmesser auf dem Kopf stundenlang bei scharfem Gange. Und da er oder sie selten allein geht, sondern meistens noch einen Träger bei sich hat, so schwatzen sie fast unaufhörlich miteinander, wie sie auch im Gegensatz zu den ernsten schweigsamen Todtnauer Hausierern ihre Kunden durch einschmeichelnde Beredsamkeit zum Kaufe zu verlocken wissen. Auch empfehlen sie sich der Landbevölkerung durch rechtschaffenes und frommes Gebahren. Unterwegs essen sie aus der Hand, was sie beim Bäcker und Metzger direkt eingekauft ha-

Drei Walldürner Händlerinnen unterwegs, die schwer bepackte „Manne" auf dem Kopf. Das Foto entstand um 1885 als Ferrotypie, wohl auf einem Jahrmarkt (Privatbesitz). Repro: H. W. Ströbel

ben. Sie übernachten gern unentgeltlich bei einem ihnen bekannten Wallfahrer, dem sie dafür in ihrer Vaterstadt ein billiges Quartier verschaffen. Bis Würzburg, Stuttgart, Waldshut und Marburg erstreckt sich ihr unverdrossener Betrieb"[43]).

Die mündliche Überlieferung bestätigt, daß der Winter die Haupthandelszeit war. Ab Herbst konnte die ländliche Kundschaft am ehesten zu Hause angetroffen werden, und in das Winterhalbjahr fielen auch die Feste, zu denen die Walldürner Spezialartikel — vor Ort sonst meistens nicht erhältlich — besonders gefragt waren. Das begann schon mit Allerheiligen/Allerseelen und dem Verkauf von Kranzblumen für diese Totenfeste. Im Advent waren Wachsstöcke für die Rorate-Andachten in den katholischen Kirchen gängig, und auf Weihnachten die Lebkuchen und Zuckerwaren sowie Christbaumlichter. Die Lebkuchen gabs abgepackt im halben Dutzend, und dazu hatten die Händler „kopfzichweise" — d.h. in Kissenbezüge („Kopfzieche") abgefüllt — sogenannten „Krebbel" dabei: helle Ausstechware mit bunten Zuckergußverzierungen, beliebt als Christbaumschmuck. Für die badische und bayerische Höhe nordöstlich von Walldürn durften für den Christbaum auch die „Reuder un Boppe" (Reiter und Puppen) nicht

fehlen: große Teigfiguren ähnlich dem „Krebbel", flächenfüllend mit Strichen und Schnörkeln verziert[44]). Und auch die berühmten „Dürmer Herzer" mußten mit dabei sein: Lebkuchen in Herzform mit aufgemodelten oder aufgespritzten Verzierungen[44a]), die nicht nur sommers auf den Jahrmärkten, sondern auch zu Weihnachten als Liebesgaben gekauft und verschenkt wurden. Auf Neujahr war dann mit großen runden Lebkuchen ein Geschäft zu machen, jedenfalls dort, wo es dieselben mit der Aufschrift „Zum neuen Jahr" als Patengeschenk für die Kinder gab. Und unmittelbar danach begann die eigentliche „Wachszeit", war es doch katholischer Brauch, zu Mariä Lichtmeß (2. Februar) sämtliche Wachswaren, die das Jahr über in Gebrauch genommen werden sollten, in der Kirche weihen zu lassen. So wurden von den Walldürnern im Januar verhandelt: Kerzen aller Arten und Zweckbestimmung (Haushalts-, Hausaltar-, Verseh-, Gewitter-, Opferkerzen usw.) sowie Wachsstöcke in dreierlei Form („Büchli", „Fäßli", „Schnecke") wie auch in unterschiedlicher Größe und Farbe[45]) — für reiche Bauern besonders groß und mit aufgelegten Verzierungen aus buntem Wachs. Das Ostergeschäft schließlich — mehr ein Geschäft zum Weißen Sonntag nach Ostern — wurde mit „Kult" bestritten, d.h. mit Devotionalien, verlangte es doch die Sitte, den Erstkommunikanten ihren ersten Rosenkranz und ihr erstes Gebetbuch zu schenken.

Die genannten Waren übernahmen die Lohnhausierer nur in Kommission. Nach der Rückkehr vom Handel rechneten sie mit ihren Lieferanten ab und gaben zurück, was sie nicht verkauft hatten. Mitgetragen wurde möglichst viel, und für entfernte Wandergebiete schickte man auch Warenkisten mit der Bahn voraus oder ließ sich Waren nachschikken oder nachtragen, z.B. nach Offenburg, von wo aus der Schwarzwald abgewandert wurde. Unterwegs nutzte man Gelegenheitsfuhrwerke oder ließ auch mal für ein paar Süßigkeiten von größeren Kindern die „Manne" tragen. Doch wurden Geldausgaben vermieden, wo es nur ging, und einzelne Händlerinnen sollen sogar die Bahn verschmäht haben, weil sie ihnen zu teuer war (Kommentar beim ersten Fahrkartenkauf: „Was, souviel? Do du ich's anner Mool widder laafe!"). Wichtig war, möglichst viel Verdienst nach Hause zu bringen. Dafür hatte man auch — wie Meyer bzw. Geißler angibt — seine festen Quartiere zum kostenlosen Übernachten, und bestand die Gegenleistung nicht in einem Schlafplatz zur Wallfahrtszeit in Walldürn, so einfach in einem Geschenk für die Kinder oder in etwas Mithilfe bei der Hausarbeit[46]). Zwischen Wirts- und Hausiererfamilien stellten sich Verbindungen her, die teilweise über Generationen hinweg Bestand hatten, und dadurch gab es im Ochsenfurter Gau in manchen Bauernhäusern die „Walldürner Stube": eine Schlafkammer, in der regelmäßig die Wachs- oder Lebkuchenfrau aus Walldürn übernachtete[47]). Auch dörfer- und landstrichweise war man auf ganz bestimmte Händlerinnen und Händler eingestellt: im Gau auf die „Zuckerresel", im Jagst- und Kochertal auf den „Herzlis-Alis"[48]), anderwärts auf den „Lebkuche-Jörg" oder einfach den „Lebkuche-Mann" bzw. die „Herzlis-" oder „Döggelisfraa", „Zuckerlisbaasch" oder „Gutselismodder" aus Walldürn. Denn nachdem es unter den Hausierern unliebsamen Wettbewerb gegeben hatte, nachdem einzelne heimlich losgezogen und dann doch mit der Konkurrenz „zammeg'rumpelt" waren, hatten alle ihre besonderen Wanderwege, ihren eigenen „Strich", und ein ungeschriebenes Gesetz gebot, dies wechselseitig zu respektieren[49]).

Die Spezialisierung auf einzelne Artikel war ein weiteres Mittel, der Konkurrenz der Mithausierer zu entgehen. So gab es Personen, die nur mit „Kult" handelten[50]). Andere verlegten sich allein auf das Geschäft mit Wachswaren, so daß im Schwarzwald bis heute am besten die Walldürner „Wachsfrääli" oder „Wachswiible" in Erinnerung blieben. Schon in der ersten Jahrhundert-

hälfte soll es dazu mindestens 20 Händler gegeben haben, die ausschließlich mit künstlichen Blumen hausieren gingen. Über diese schreibt Richard Elsishans in seiner Studie über die Walldürner Blumenindustrie:„Der Haupthandelsartikel in künstlichen Blumen waren billige Totenbuketts und Anstecksträußchen. Jedoch führten die Hausierer auch einen Karton mit Kinderkopfkränzchen mit. Die Totenbuketts trugen sie dicht aufeinandergeschichtet in einem 1,50 bis 1,70 Meter hohen Lattengestell auf dem Rücken, das leicht gearbeitet, mit starker, durch kräftigen Anstrich mit grüner Ölfarbe wasserdicht gemachter Leinwand überzogen war. Der Karton mit den Kopfkränzchen wurde außen auf das Traggerüst oben darauf festgebunden. Bei starkem Wind war das Gehen mit einem derartigen Monstrum begreiflicherweise äußerst schwierig und mußten die Leute acht geben, daß sie nicht umgeworfen wurden. Auf der anderen Seite des Gestells befand sich eine Tür. Innerhalb einer Woche wurde in der Regel der Inhalt des Traggestells auf der ‚Handelschaft' verkauft... Die Frauen trugen die Totenbuketts in großen, weißen Waschkörben verpackt auf dem Kopfe in das Land hinaus"[51]). Dadurch, daß die Totenbuketts als Beileidsgeschenk in aktuellen Trauerfällen Verwendung fanden, waren diese Blumenhändler nicht nur auf den Verkaufstermin „Allerheiligen" eingestellt[52]), und eigene Wege gingen sie auch, indem sie überall, wo Rekruten gemustert wurden, bei der „Ziehung" zugegen waren und bunte Rekrutensträuße anboten. Wieder andere Hausierer nahmen Kurzwaren und Textilien mit ins Angebot, die sie von auswärts bezogen, so daß sich in geringem Umfang[53]) auch das „Fremdhausieren" (d.h. das Verhandeln ortsfremder Ware) ausbreitete. Und in noch offene Handelslücken versuchten daneben einige Handwerker als Selbsthausierer vorzustoßen mit Waren, die ursprünglich mehr für örtliche Bedürfnisse hergestellt worden waren: so etwa Kammacher und Nagelschmiede[54]). Hafner und Schuhmacher befuhren daneben wohl immer schon die Märkte der Umgebung. Aber auch der Handel der vielen Walldürner Schuhmacher scheint durch das Vorbild der Lebkuchen-, Wachs- und Blumenhändler zumindest angespornt worden zu sein[55]), und entsprechend dichtete schon ca. 1852 Viktorin Kieser von den „Dürmern uff der Hannelschaft": „Uff de Markt geh'n se mit Leeder, / Schwöfelhölzli, Stiffelwix..."[56]), wobei mit diesen Versen offenbar auch die Erinnerung an einen Handel mit Produkten der kurzlebigen Walldürner Zündholzfabrik (1852—1858) fixiert wurde.

Dominierend blieb gleichwohl der Handel alter Art und florierte — wie schon Geißler betonte[57]) — am besten in den wohlhabenden katholischen Gegenden, im Zusammenhang mit der Religion und dem religiösen Brauchtum. In Walldürn erzählte Hausierergeschichten überlieferten manche nützlichen Erfahrungen vom Handel, und wie eine Empfehlung für den einträglichen Wachshandel mutet an, was von einer Hausiererin berichtet wurde, die nach gutem Verdienst auf Lichtmeß im Schwarzwald zu Karlsruhe eingekehrt sein soll, um sich einen Fuchspelz zu leisten: zur Erfüllung eines langgehegten Wunsches. In einem vornehmen Laden sei die Frau zuerst nur abschätzig gemustert worden, habe sich aber dann großen Respekt und beste Bedienung verschafft, als sie demonstrativ auf ihre volle Geldtasche geklopft habe[58]). Dazu wollte die Geschichte sicher auch sagen: Mühe lohnt sich, und nicht auf das Äußere kommt es an. Von der sparsamen Lebensführung der Hausierer war schon die Rede. Ihr entsprach die einfache und derbe, an Wind und Wetter angepaßte Kleidung, die andererseits auch nicht für würdig gehalten wurde, sich darin einem Fotografen zu stellen. Nur ein einziges, um 1885 aufgenommenes Gelegenheitsfoto zeigt uns bisher drei Walldürner Lebkuchenfrauen in zeittypischer Aufmachung, die riesigen Warenkörbe mit Hilfe des „Wieschs" — eines untergelegten Kissens mit Spreufüllung — auf

den Köpfen balancierend (siehe die Erstveröffentlichung des jüngst entdeckten Bildes anbei). So waren die drei Frauen wohl auf einem Jahrmarkt vor die Kamera geholt worden, und so zogen sie damals noch vielfach über Land: die Geldtasche zur Sicherheit unter dem Oberrock um den Leib geschnallt, den Rock zum Schutz vor Verschmutzung halb umgeschlagen oder seitlich hochgesteckt, so daß man den bunten Baumwoll-Unterrock sehen konnte. Im früheren Dorfbild fiel diese Aufmachung sicher weniger auf, als in Städten wie Karlsruhe. Wie aber ist dann — auch seitens der Männer — die Aufmerksamkeit der Kundschaft erregt worden? Vom „Herzlis-Alis" heißt es, daß er sich den Kittel mit einigen Lebkuchenherzen behängt habe. Im übrigen aber waren alle Walldürner couragiert genug, mit lauten Rufen („Kaaft Herzli...") ihre Ankunft zu melden, und stimmkräftige Händlerinnen zogen zum gleichen Zweck mit einem Volkslied auf den Lippen ins Dorf ein, eine erwartungsvoll nachlaufende Kinderschar im Gefolge.

In den katholischen Gegenden, in denen die Walldürner hausierten, war es für sie sicher eine besondere Empfehlung, aus einem bekannten Wallfahrtsort zu kommen. Diese Tatsache hinderte andererseits nicht das Weihnachtsgeschäft mit Lebkuchen und das allgemeine Geschäft mit Kunstblumen auch in evangelischen Gemeinden. Einen rein „katholischen" Hausierhandel pflegten die Walldürner natürlich ebenso wenig wie ein entsprechend begrenztes Marktgeschäft, wenn nach Lichtmeß das Hausieren zurücktrat und die Marktbesuche begannen. Das Marktfahren — vom Frühjahr bis in den Oktober hinein — hatte seine eigene Beschwerlichkeit, mußten doch mehr Waren und die Utensilien für den Aufbau eines Verkaufsstandes mitgenommen werden. Das war am besten mit einem Pferdefuhrwerk zu bewältigen, und meist taten sich einige Händler zusammen und ließen sich von einem Bauern zum Zielort fahren, in der Nacht vor Marktbeginn. Die näher gelegenen Märkte wurden dabei bevorzugt: die Königshofener Messe, der Wertheimer Michaelismarkt, der Buchener Schützenmarkt, die Tauberbischofsheimer Martinimesse usw. Auf diesen großen fränkischen Volksfesten lohnte sich das Geschäft auch für Händler, die das Überlandgehen verschmähten, und selbst die größeren Zuckerbäcker — sonst ganz von Lohnhausierern abhängig — sorgten auf diesen Märkten für persönliche Präsenz[59]). Denn erneut und in großen Mengen wurden hier Walldürner Back- und Zuckerwaren umgesetzt: „Magenbrot" und „Brustzucker"[60]), feines Gebäck[61]) für den großen Geldbeutel und einfachere Kuchen für den kleinen, wobei es stehender Marktbrauch war, daß der „Borsch" seinem Mädchen ein Walldürner Lebkuchenherz schenkte, mit aufgeklebtem Liebesspruch darauf. (Rätselhafterweise nannten die Zuckerbäcker die dazu verwendeten Spruchzettel „Römer".) Gottlieb Graef beschrieb für den Adelsheimer Jahrmarkt, wie die „Lebkuchenweiber" mit „eigenartig singendem Zuspruch" ihre Waren anpriesen: „Walldürner Lebkuche, ganz sähschi! Bobbeli! Doggeli! Reiter! Nunnefärzli! Herzer mit Reime for de Schatz!"[62]). Und ohne die Walldürner hätte auf den Märkten etwas gefehlt, war es doch so, wie die Wertheimerin Rosa Müller für den „Micheelimark" ihrer Stadt um 1880 festhielt: „wenns ä nitt weit gelangt hott — owwer e Waldüremer Lebküchle oder Doggele oder Reuderle hotts doch gelangt, wann nitt gor e Herzle mit eme schöne Schbrüchle druff"[63]). Für die vielen kleinen Märkte im weiteren Umkreis ist das gleiche geltend zu machen, und selbst bei den Patroziniums- und lokalen Wallfahrtsfesten waren Walldürner Lebkuchen ein selbstverständlicher und gefragter Artikel: beim Odilienfest in Hettingen, beim „Schaplierfest" (Skapulierfest) in Oberwittstadt, beim Gangolfsfest in Neudenau usw., die zusätzlich Verkaufsmöglichkeiten für Opferwachs und Devotionalien boten. So suchten die kleinen Handelsleute auch hier und selbst auf sogenannten „Drei-Batzen-Märkten"

Verdienst, zu denen sie ihre Waren mit dem Schubkarren transportieren konnten. Analog zu den abgegrenzten Wandergebieten eroberten sie sich dabei ebenfalls persönliche Monopole, doch waren dem ganzen Marktbetrieb umständehalber die Grenzen enger gezogen. Er spielte sich in der Hauptsache im badischen und bayerischen Frankenland ab, mit Ausgriffen ins Untermaingebiet, an den unteren Neckar und in die Rheinebene, wo die Wallfahrtsorte Dieburg bzw. Gernsheim und Waghäusel anziehend wirkten. Nur ganz Eifrige sollen ihre Marktkisten auch bis in den Schwarzwald, z.B. nach St. Märgen, geschafft haben. Für diese traf dann auch sicher zu, was Kritik oder Bewunderung immer wieder einmal aussprach: daß die Walldürner fast das ganze Jahr im Handel unterwegs seien, um für länger nur während der eigenen Wallfahrt heimzukehren. Die große Heilig-Blut-Wallfahrt, die ab den 1870er Jahren wieder steigende Besucherzahlen zu verzeichnen hatte, band natürlich alle Händler am Ort, und kein Hausierer des Stadtviertels „Klein-Frankreich“[64]) versäumte, dann oben in der Hauptstraße einen Stand oder einen schlichten Verkaufstisch aufzustellen. Zur regelmäßigen Rückkehr in die Heimatstadt wurden die Händler im übrigen durch ihre Familien, durch ihre Lieferanten und vor allem durch ihren — wenn auch kleinen — Haus- und Grundbesitz veranlaßt. Eine Übersiedelung in ihre Handelsgebiete (mit Nachlieferung der Waren) kam für sie nicht in Frage. Dafür fehlten allein schon die Mittel, kamen beim Handel doch nur Subsistenzgewinne heraus.

Wandel der Grundlagen

Wie sehr das „Image“ Walldürns neben der Wallfahrt vom Handel geprägt wurde, mag man daran ablesen, daß die Einwohner der Stadt weithin als die „Herzer“, die „Lebkuchen“, die „Schifflisklepper“[65]) oder die „Sträußlesbube“[66]) bekannt waren, letzteres nach dem Blumenhandel. Das mochte die Handwerker ärgern, die nichts mit dem Handel zu tun hatten, und zumal auch die Bauern, die sich seit jeher abseits gehalten hatten, weil ihnen ihr Grundbesitz mehr Sicherheit zu bieten schien und rückständige Wirtschaftsweisen alle Arbeitskräfte an diesen Besitz banden. In diesen Kreisen wurde dann auch verächtlich von den „Marktschnallen“, „Marktrutschen“ und „Marktpritschen“ gesprochen, die nichts besseres wüßten, als auf allen Märkten „herumzurutschen“. Die Händler gaben jedoch zurück: „Daumenachel's voll g'hannelt is besser, wie armslang g'schafft!“ Auch konnten sie sich durch die Antwort auf die Walldürner Scherzfrage, was „der beste Stand“ sei, bestärkt fühlen: „En Stand in der Wallfert!“ Und die Hausierer sagten sich zur Selbstbestätigung: „Der Vouchel [Vogel] wu fliecht, bringt ebbs heem; der wu im Neescht hockt, hot halt nix!“ Solches Spruchgut war zugleich gegen Nachbarorte zu wenden, die — nicht ohne Mißgunst — auf Walldürn herabsahen und keine Gelegenheit ungenutzt ließen, erneute Verbote des von dort ausgehenden Hausierhandels zu fordern[67]). Daß dieser nicht besteuert wurde, stach auch natürlich manchem Kritiker ins Auge.

Tatsache war, daß die Händler Geld nach Walldürn brachten, von dem letztlich die ganze Stadt profitierte. Ohne sie hätte sich das alte Hausgewerbe kaum erhalten können, und durch sie wurde es geschäftstüchtigen Hausgewerblern möglich, auch familienfremde Arbeitskräfte an der Produktion zu beteiligen, also Manufakturen einzurichten, aus denen im Aufwind der Gründerjahre dann teilmechanisierte Industriebetriebe emporwuchsen. Was Walldürn bzw. sie selbst an den Händlern hatten, wußten immer am besten die Warenhersteller. Ein entsprechend gutes Verhältnis pflegten sie zu den Hausierern, stellten ihnen sogar die Körbe für die „Hannelschaft“ und gaben jedem sein Neujahrsgeschenk[68]) sowie zu „Körwe“ (Kirchweih) seine Flasche Wein und seinen Napfkuchen oder „Blaatz“[69]). Auch ließen

sie ihren „Ei(n)päckern" eine Verdienstspanne von 20 bis 45 %[70]) und handhabten die Überlassung der Waren großzügig, wobei die nachträgliche Bezahlung immer erfolgte, hätten die Hausierer doch sonst keine Waren mehr erhalten. So bestand in den Geschäftsbeziehungen beiderseits kein Risiko, was bei den Händlern nie den Gedanken an eine gemeinsame Interessenvertretung[71]) und an einen Zusammenschluß aufkommen ließ, wie ihn die Schwarzwälder Warenträger vollzogen hatten. Entsprechend wehrlos standen sie da, als die größeren Lebküchner, Wachszieher und Blumenmacher begannen, an ihnen vorbei die Grossisten, Kaufleute und Krämer zu beliefern, auf Post- und Bahnversand umzustellen und die Hausierer überflüssig zu machen. Während Geißler noch 1899 das Händlertum als großen Wohlstandsfaktor der Stadt Walldürn pries und ihm sogar steigende Bedeutung voraussagte[72]), hatten die Blumenmacher schon ab Mitte der 1870er Jahre die Hausierer zielstrebig abgeschüttelt, „um den vollen Ertrag ihrer Arbeit zu genießen"[73]). Im Zuge der Industrialisierung folgten diesem Beispiel Unternehmer aller Branchen und zogen aus dem Vorhandensein der Händler einen letzten Gewinn, indem sie deren Familien — und diejenigen der nicht mehr konkurrenzfähigen Kleingewerbler — zur Rekrutierung eines Teils ihrer Arbeiter benutzten. So zeigte sich nun, daß das Händlertum auch eine stille Arbeitskraftreserve für die Industrialisierung Walldürns gewesen war: für einen Entwicklungsschritt, den die Wallfahrtsstadt ihrer Umgebung dann erst recht voraus hatte und der mehr Zukunft besaß, als sie einer industriellen Sonderentwicklung mit organisiert fortbestehendem Händlerwesen zugekommen wäre (wie der Vergleich mit dem Schwarzwald[74]) lehren mag). Das heißt freilich nicht, daß den Hausierern sozusagen „über Nacht" ihre alte Existenzgrundlage geschwunden und die Fabrikarbeit die einzige Alternative gewesen wäre. Händlerverdienst gab es noch immer in Dörfern ohne Kramladen und bei einer konservativen bäuerlichen Bevölkerung, die sich die Waren der Walldürner Art am liebsten ins Haus bringen ließ[75]). Familien, die ihre Selbständigkeit nicht aufgeben wollten (und denen ein unstillbarer Wandertrieb bzw. ererbtes „Hännlerblut" nachgesagt wurden), blieben daher weiterhin dem Handel treu, vor allem auch dem Befahren der Jahrmärkte, und in anderen mußte das Hausieren wenigstens noch einen Zusatzverdienst zu den kargen Fabriklöhnen, zu dem Entgelt für fabrikgebundene Heimarbeit oder zur Entlohnung in den Walldürner Steinbrüchen erbringen, welch letztere im Bau-Boom der Gründerzeit Bedeutung erlangten. So gab es dann auch familienwirtschaftliche Zwischen- und Übergangsformen[76]), die dadurch charakterisiert waren, daß der Mann und die Söhne als Steinhauer oder Fabrikler auf Arbeit gingen, während die Frau auf die„Hannelschaft" zog (und die Großmutter sich um die kleineren Kinder kümmerte). Oder die Frau arbeitete zuhause als Heimarbeiterin für die Blumenfabriken, während der Mann hausierte. Insgesamt war der Trend jedoch eindeutig. Geregelte, auch durch die Sozialversicherung attraktive Lohnarbeit am Ort wurde bevorzugt, und die Zahl der Wanderschein-Besitzer nahm ab. Obwohl die Einwohnerzahl zwischen 1901 und 1910 von 3204 Personen auf 3787 anstieg, wurden 1913 nur noch 106 Wandergewerbescheine verausgabt. Kriegs- und nachkriegsbedingt waren es dann 1919 gar nur noch 51[77]).

Den sozialen Strukturwandel Walldürns vollzog die Volksmeinung mit, indem jetzt noch mehr, als zum Teil früher, von der „Bettelmanne" gesprochen wurde: vom Bettelkorb der Hausiererinnen, pro forma mit einigen Wachsstöcken bedeckt, doch auf dem Heimweg mit geschenkter „Freßwar" (Bauernbrot, Geschlachtetes) gefüllt[78]). Die Daheimgebliebenen sollen erwartungsvoll gefragt haben: „Krapnaschdum, krosch borum, wend die Henn rüm, hoscht nix?"[79]). Und Hausierergeschichten kamen auf, die

die Händler ins schiefe Licht des Betrugs zu setzen suchten: so diejenige von dem kerngesunden Mann, der auf Krücken in ein Dorf einzog, um zu Mitleidskäufen zu verleiten. Oder jene andere, die folgendes erzählte: Ein Hausierer jammerte in einer Wirtschaft von seinen „süwwe Kinn" (sieben Kindern), bis er merkte, daß schmunzelnd ein zweiter Walldürner im Hintergrund saß, der ihn nur zu gut als Junggeselle kannte. Amtliche Quellen schränken dieses Bild vom Walldürner Handel jedoch bedeutend ein. Von den rund 300 Handelsleuten der Zeit um 1900 standen nur drei unter Bettelverdacht[80]), und die Gewohnheit, statt Geld auch Lebensmittel und sonstiges (z. B. Wolle, Stoff usw.) in Zahlung zu nehmen, war stark zurückgegangen, damit man sich bei Kontrollen nicht diesem Verdacht aussetzte[81]). Ein gegensätzliches Bild echter Plage aber zeichnen Erinnerungsberichte, die von Hausiererinnen erzählen, die mit der schweren „Manne" im Schnee stecken blieben oder die in Gruppen spät nachts die Marktfahrzeuge bestiegen, um schlafend eine ferne Messestadt zu erreichen und dann dort drei Tage lang (auch Nachts) auf den Marktkisten zu kampieren[82]). Und dieses Bild wird beglaubigt durch die schon von Geißler verzeichnete Tatsache, daß sich die Händler draußen durchaus „einer gewissen Beliebtheit" erfreuten[83]). Man nahm den Walldürnern ab, daß sie sich redlich durchzubringen versuchten, und schätzte ihre Waren, die immer nur in guter Qualität zum Verkauf kamen, da nur so die Verkaufserfolge jährlich zu wiederholen waren. Schriftliche Erinnerungsberichte, die die Zeit vor und nach dem Ersten Weltkrieg betreffen, verklären diesbezüglich die Walldürner Händler geradezu und sprechen davon, daß die Lebkuchenfrauen im Advent „sehnsüchtig" erwartet wurden[84]) und auf den Märkten „ambrosianische Walldürner Götterspeise"[85]) zu bieten hatten. Hinzu kam aber immer, daß den Walldürnern von Hause aus eine besondere Zungenfertigkeit gegeben war, die gepaart mit Humor auch unterhaltenden Charakter hatte und selbst Komödien wie die vom Junggesellen mit den sieben Kindern — so sie sich tatsächlich ereignete — verzeihen ließ. Man kann dies noch nachempfinden, wenn man die köstliche Schilderung liest, die Johann Jakob Hoffmann in seinen „Lustigen Geschichten aus dem Schwarzwalde" vom Gebaren zweier Walldürner Hausiererinnen gab, die ihm winters im tiefen Schnee, doch unverzagt und munter in der Forstkolonie Hundsbach begegnet waren[86]). Und man kann sich vorstellen, was mündlich bestätigt wird: daß die Walldürner — Neuigkeiten durchs Land tragend — nicht zuletzt als „wandernde Zeitungen" fungierten und daß ihre leutselig-familiäre Art sie sogar gelegentlich als Heiratsvermittler empfahl[87]).

Im Auf und Ab bis zur Gegenwart

Die nicht mehr auf sie angewiesenen Fabrikanten ließen die Händler gewähren[88]). Die vergleichsweise kleinen Warenmengen, die im Markt- und Hausierhandel umgesetzt wurden, gab es weiterhin in Kommission. Erst um 1950 ist dies in der Lebkuchenfabrik B. & J. Krämer abgeschafft worden. Und es erhielt sich auch das Selberbacken. Von der Händlerin Anna Zorngiebel geb. Gaukel (1857—1927) — sie ist auf dem Foto von ca. 1885 links außen zu sehen — berichtet die Familienüberlieferung, daß sie sich als Witwe eines im Main ertrunkenen Steinhauers auf die Handelschaft verlegte, sich im Häuschen in der Mittelgasse einen Stubenbackofen einbauen ließ und auf den Kirchweihen der bayerischen Höhe nur selbstgemachte Lebkuchen verhandelte[89]), ebenso auf Messen und Märkten. Dazu sicherten ein paar ererbte Äckerchen, zwei Ziegen und ein Schwein den Lebensunterhalt: Verhältnisse, wie sie freilich für die Tochter schon nicht mehr attraktiv waren. Wer konnte, stieg auch eines gehobenen Lebensstandards wegen in geregelte Einkommensverhältnisse um, und wer im Handel blieb, bemühte sich

um ein erweitertes Warenangebot und suchte den Verdienst über den Gewinn hinaus zu steigern, der noch mit Wachs, Blumen und Lebkuchen zu erzielen war: mit dem nur im Massenabsatz der Fabriken ertragreichen „billigen Luxus" der kleinen Leute[90]).

Sich vom nebenbei betriebenen Kurz-, Galanterie- und Wollwarenhandel[91]) ganz auf den Verkauf von Fremdartikeln zu verlegen, die aus dem Großhandel bezogen werden konnten, war dann nur ein kleiner Schritt. Für 1907 sind eine Händlerin, die mit Kämmen eines Pforzheimer Grossisten auf die Märkte ging, und ein Hausierer, der Wollsachen eines Heidelberger Grossisten vertrieb, belegt: beide allerdings mit nur geringem Verdienst[92]). Nach dem Ersten Weltkrieg nahm gleichwohl die Spezialisierung auf Textilien zu, und mit Stoffen, Stricksachen, auch sonstiger Fertigkleidung usw. konnten einige Händler ihre Familien wenigstens auskömmlich ernähren. Sie standen zum Teil besser da, als die vielen Arbeitslosen der damaligen Zeit. Zwangsläufig blieb damals auch der Kleinhandel der Wachs- und Lebkuchenfrauen am Leben: teilweise aufgebessert durch Botengängerei in die Dörfer der Umgebung und Eier- und Butterhandel.

Genaue Zahlen zu den ausgegebenen Wandergewerbescheinen liegen allerdings erst wieder aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg vor. Bevor das „Wirtschaftswunder" kam, waren es noch oder wieder 60 bis 80 Walldürner, die um die Handelserlaubnis nachsuchten[93]), und 1956 wurden genau 101 registriert, von denen 37 mit Wachs, Devotionalien, Blumen, Bildern und Süßwaren handelten, 20 mit Textilien, Kurz- und Wollwaren, 34 mit Strümpfen, 5 mit Haushaltswaren und Waschmitteln, je eine Person mit Spielwaren bzw. Mützen und 3 mit sonstigen Artikeln[94]). Mit diesen Zahlen zeichnete sich die „Spätblüte" des Walldürner Handels ab, zu der verschiedene Faktoren beitrugen. Zum einen hatte die Stadt — durch die Heimatvertriebenen auf ca. 6200 Einwohner gewachsen — viel zu wenig Arbeitsplätze in der Industrie und in sonstigen Bereichen zu bieten. Dadurch schloß sich jetzt selbst eine Reihe von Vertriebenen dem Händlergewerbe an[95]). Zum anderen setzte sich die jüngere Tradition des Handels mit Fremdartikeln fort, wobei neben dem Textilhandel der Vertrieb großformatiger gerahmter Kunstdrucke — von der Firma May in Fürth und von Münchner Verlagen bezogen[96]) — zum Spezialgeschäft mehrerer Bilderhändler wurde. Und schließlich boten sich auch neue Walldürner Artikel zum Verhandeln an, und die große Anzahl von 34 Strumpfhändlern erklärt sich aus der Tatsache, daß von Otto Hennig und seiner Frau — einer Strumpfwirkerin aus dem Sudetenland — in der Unteren Vorstadt eine Strumpffabrikation begonnen worden war. Zunehmend kam nun auch das Auto zum Einsatz: zur Belieferung von Kunden mit größeren Warenposten, zur Fahrt vor amerikanische Kasernen mit Wandbildern, zum Transport der Marktstände zu den Messen. Doch zogen auch immer noch alte Frauen mit dem Korb voll Kerzen und Lebkuchen, „Kult" oder „Korzwar" auf die näheren Dörfer. Dem unkundigen Betrachter bot sich dabei ein „romantisches" Bild aus alten Tagen, das sich jedoch auf nüchterne soziale Fakten gründete, wie sie Rosa Zorngiebel — mit 81 Jahren noch eine dieser Frauen mit der „Manne" — 1965 dem Süddeutschen Rundfunk gegenüber aussprach: „Ich muß halt no schaffe, i hab net gekleebt und kriech ke Rente, un do gej i halt naus, daß i no e baar Penni verdien. Awwer ehrlich hawwi ma Geld im Leewe verdient, 's konn mer niemand was noochsaache...!"[97])

In der Einleitung ist schon gesagt worden, daß der Aufschwung, den das Händlergewerbe noch einmal in den 1950er Jahren erlebte, nicht anhielt. Dabei spielte auch eine Rolle, daß der Warenvertrieb der großen Versandhäuser und die Einkaufsmöglichkeiten, die jeder heute mit dem eigenen Auto hat, den Handel mit Strümpfen, Textilien, Kurzwaren usw. zunehmend zum Anachro-

Durch die Traditionsfigur des „Herzlis-Alis" (rechts) mit Händlergefolge lebte seit 1952 die Erinnerung an das Händlergewerbe in Walldürn bei den Fastnachtsumzügen wieder auf. Das Foto zeigt diese Gruppe beim „Dürmer Faschenaachtszuch" 1953 (Privatbesitz).

nismus werden ließen. Den Bilderhandel traf dazu ein Geschmackswandel des Publikums[98]), der sich auch gegen künstliche Blumen kehrte, und was Walldürn von früher her an Hausierwaren zu bieten hatte, verlor mit dem Wandel religiöser Einstellungen und Brauchformen weiter an Bedeutung. Nur auf den Jahrmärkten verkauften sich textile Billigware und Haushaltsbedarf noch immer, und auch mit Lebkuchenherzen und Zuckerwaren war noch Umsatz zu machen. Doch verdrängten hier große Verkaufszelte und aufklappbare Verkaufswägen immer mehr die kleinen Verkaufsstände[99]). 1977 waren deshalb nur noch 31 Walldürner Gemischtwaren-, Textil- und Bilderhändler im Besitz einer Reisegewerbekarte[100]). Bis 1986 gaben weitere 18 Händler auf oder verstarben, während 8 neu hinzukamen, so daß gegenwärtig noch 21 die Märkte befahren oder mit dem Auto Waren verhandeln. Der Hausverkauf von Blumen, Wachs und Lebkuchen verschwand so gut wie völlig.

Gleichwohl wird gegenwärtig auch ein neues Kapitel des Walldürner Wandergewerbes geschrieben. Einer erst in den späten 1950er Jahren geborenen Händlergeneration ist es nämlich gelungen, mit Losbuden und großen Verkaufswägen — über 100 000 DM kostet solch ein Stück — an die Entwicklung im Jahrmarktsgeschäft Anschluß zu finden. Besonders zu nennen sind die drei Gebrüder Schneider, die nach absolvierter Lehre im Bau- bzw. Kraftfahrzeugbereich zum Gewerbe des Vaters und Großvaters (Bilder-, Spielwaren-, Wachs- und Zuckerwarenhandel) zurückfanden und es auf eine neue Ebene hoben. Mit Süßwaren und Christbaumschmuck, Leder- und Messerwaren haben sie heute ihren festen Platz auf den Weihnachtsmärkten in Mannheim und Stuttgart sowie auf allen größeren Volksfesten zwischen Darmstadt und Würzburg, Aschaffenburg und Pforzheim, auf denen ein den Investitionen entsprechender Gewinn zu erzielen ist. Neue Dimensionen hat dabei auch

der Einkauf erreicht. Lebkuchen werden fast nur noch aus Nürnberg bezogen, und der Weihnachtsschmuck kommt aus Italien. Auch was auf dem Walldürner Wallfahrtsmarkt an Devotionalien angeboten wird, entstammt z.T. dem internationalen Großhandel.

Vom Kleinhandel, wie ihn noch die Urgroßmutter der Gebrüder Schneider als in der Turmgasse wohnende Standfrau und Hausiererin betrieb, war es bis zu diesem perfektionierten Jahrmarktsgewerbe ein weiter Weg. Nicht ohne Wehmut in bezug auf das, was am Handel alter Art „gemütlicher" schien und persönlicher war, blickt heute Walldürn in die Vergangenheit zurück. Und so läßt man seit 1952 wenigstens wieder zur Fastnacht den „Herzlis-Alis" mit Händlergefolge auftreten, läßt ihn prominenten Stadtbesuchern ein Lebkuchenherz überreichen und nimmt die Geräte und Requisiten des Haus- und Wandergewerbes, die im Städtischen Heimatmuseum aufbewahrt sind, zum Anlaß für den Austausch von Erinnerungen. Von einem Brunnen am Schloßplatz, den der Bildhauer Rainer Englert (Walldürn-Neusaß) schuf, werden dazu in Bälde ein Lebküchner und eine Marktfrau aus Sandstein auf jung und alt herabblicken: als Denkmäler für die alten wirtschaftlichen Grundlagen der Stadt und für einen Wirtschaftszweig, der Walldürn neben der Wallfahrt weithin bekannt gemacht hat.

Anmerkungen:

[1]) *Joseph Geißler,* Das Hausiergewerbe der Stadt Walldürn, in: Untersuchungen über die Lage des Hausiergewerbes in Deutschland, Bd. 5 (= Schriften des Vereins für Socialpolitik, 81), Leipzig 1899, S. 121—144.

[2]) *Elard Hugo Meyer,* Badisches Volksleben im neunzehnten Jahrhundert, Straßburg 1900, S. 476f.

[3]) Im Reprint neu herausgegeben von der Landesstelle für Volkskunde Freiburg i. Br.

[4]) *Wolfgang Brückner,* Die Verehrung des Heiligen Blutes in Walldürn. Volkskundlich-soziologische Untersuchungen zum Strukturwandel barocken Wallfahrtens (= Veröffentlichungen des Geschichts- und Kunstvereins Aschaffenburg e.V., 3), Aschaffenburg 1958, S. 84—89.

[5]) Ebenda, S. 88.

[6]) Zuletzt berührten das Walldürner Wandergewerbe die unten in Anm. 25, 26, 77 und 96 zitierten Arbeiten sowie *Peter Assion,* Walldürn im 19. Jahrhundert (= Walldürner Museumsschriften, 4), Walldürn 1977, S. 25—28.

[7]) *Geißler* (wie Anm. 1), S. 125.

[8]) *Brückner* (wie Anm. 4), S. 80—83 („Entstehung des Heilig-Blut-Marktes").

[9]) Ebenda, S. 84.

[10]) Gemeint sind die bis heute geläufigen „Schießerli" oder „Flintesteeli" sowie die (nur in der Form verschiedenen und nicht mehr hergestellten) „Schiffli": ein helles Anisgebäck in Kugel- bzw. Plättchenform. Es wurde von den Wallfahrern in großen Mengen gekauft: als Mitbringsel für die Daheimgebliebenen und zum Auswerfen an Kinder unterwegs. Zur Herstellung siehe auch Anm. 16.

[11]) *Brückner* (wie Anm. 4), S. 84.

[12]) Ebenda.

[13]) „Docke" = veraltetes Wort für Puppe. Mit den „Honigdocken" waren in Modelform ausgedrückte Lebkuchen gemeint: Reiter und Damen, zu denen das Heimatmuseum Walldürn eine Modelsammlung besitzt. Das älteste Stück dieser Sammlung ist mit „1654" datiert.

[14]) Stadtarchiv Walldürn, Ratsprotokollbuch B 228, S. 670. Eine erste Klage gleichen Tenors war schon 1706 laut geworden. Siehe *Rudolf Schick,* Wallfahrtsstände, in: Nachrichtenblatt der Stadt Walldürn 1 (1960), Nr. 6, S. 2.

[15]) *Brückner* (wie Anm. 4), S. 82. Im Jahr 1785 wurden 33 Stände mit Lebkuchen und 23 mit „Schiffgen" gezählt, doch stellten manche Bäcker auch mehrere Stände auf (ebenda, Anm. 337).

[16]) Siehe Anm. 10. Zu diesem Wallfahrtsgebäck wurden Zucker, Weißmehl und Wasser sowie ein Anteil Honig genommen. Hinzu kam Anis und als Triebmittel Ammonium.

[17]) Aus Kirchenrechnungen der Umgebung sind dem Verf. die Walldürner Wachszieher Melchior Dreher (belegt 1709) und Johann Adam Heffner (1769/70) bekannt, denen aufgrund von Privatpapieren der „Lichtermacher" Anton Antsch (1740) an die Seite gestellt werden kann.

[18]) *Brückner* (wie Anm. 4), S. 82, Anm. 337.

[19]) *Wolfgang Hartke,* Die geographischen Funktionen der Sozialgruppe der Hausierer am Beispiel der Hausiergemeinden Süddeutschlands, in: Berichte zur deutschen Landeskunde 31 (1963), S. 209—232. Dieser Aufsatz auch in: *Werner Storke-*

baum (Hrsg.), Sozialgeographie (= Wege der Forschung, 59), Darmstadt 1969, S. 439—473.

[20]) *P. P. Albert* (Hrsg.), Biedermaiers Reise durch Baden zwischen Neckar und Main in den Jahren 1824 und 1825 (= Heimatblätter des Bezirksmuseums Buchen e.V., 14), Buchen 1933, S. 17.

[21]) So der Bericht des Oberamtes Amorbach 1787. Siehe *Brückner* (wie Anm. 4), S. 83, Anm. 348.

[22]) Siehe dazu *Assion* (wie Anm. 6), bes. S. 23—25.

[23]) Aus einem Schreiben des Walldürner Gemeinderates von 1837 an die Regierung des Unterrheinkreises zu Mannheim, abgedruckt bei *Geißler* (wie Anm. 1), S. 142 f.

[24]) Im einzelnen ist dies nachgewiesen von Maurermeister Sebastian Bonn, der Maurer und Lebküchner zugleich war, sowie von den Zimmerleuten Franz Jakob Haas (1796—1880) und Franz Alois Heß (1832—1904), die den Beruf wechselten und zu bekannten Handelsmännern wurden, wobei Haas mit Lebkuchen seiner Schwiegereltern (Familie Bauer, Rathausgasse), sodann mit selbstverfertigten Regenschirmen und Papierblumen handelte, ehe er auswanderte und in Cincinnati/USA als Lebkuchenbäcker neu begann. Siehe hierzu *Robert Bartlett Haas* und *Peter Assion*, Die Charles-Haas-Story (= Walldürner Museumsschriften, 6), Walldürn 1984, bes. S. 10. — 1850 wurden in einer „Kriegs-Kosten-Rechnung" (Stadtarchiv Walldürn, R 192) im Anschluß an die Revolution von 1849 alle zahlungspflichtigen Bürger Walldürns erfaßt, wobei immerhin schon 12 „Kuchen-" und 6 (wohlhabendere) „Zugerbäcker" aufgelistet wurden. Für die damals zunehmende Bedeutung der Zuckerbäckerei und des Lebkuchenhandels mag auch sprechen, daß auswärts das Walldürner Beispiel nachgeahmt wurde. Jedenfalls führte die im hessischen Odenwald bis um 1900 und z.T. noch länger blühende Lebküchnerei — dort ein bäuerliches Nebengewerbe — ihre Ursprünge auf Walldürn zurück. Siehe hierzu *Heinz Schmitt*, Die Lebkuchenbäckerei — ein Odenwälder Hausgewerbe, in: Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften II, Breuberg-Neustadt 1977, S. 195—200, bes. S. 187 f.

[25]) Vgl. *Peter Assion*, Vom Heimgewerbe zur Frühindustrialisierung. Zur Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und des Odenwaldes, in: Barock in Baden-Württemberg. Bd. 2 (der Begleitveröffentlichung zur) Ausstellung Schloß Bruchsal 1981, Karlsruhe 1981, S. 445—457, hier S. 455 f.

[26]) Dazu *Werner Kieser*, Lebküchnerei in Walldürn. Vom Handwerks- zum Industriebetrieb, in: Zu Kultur und Geschichte des Odenwaldes. Festgabe für Gotthilde Güterbock, Breuberg-Neustadt 1976 (2. Aufl. 1982), S. 117—125.

[27]) Dazu *Richard Elsishans*, Die Entwicklung der Kunstblumenindustrie in Walldürn und ihre Einwirkung in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht auf das Erwerbsleben der Bevölkerung, Diss. (Masch.) Frankfurt/Main 1921. Zur Weiterentwicklung dieses Industriezweiges bis in die 1960er Jahre siehe *Wolfgang Brückner*, Europäische Konkurrenz in Kunstblumen. Zur neuesten Entwicklung eines alten Gewerbes, in: Europäische Kulturverflechtungen im Bereich der volkstümlichen Überlieferung. Festschrift zum 65. Geburtstag Bruno Schiers, Göttingen 1967, S. 229—239.

[28]) Zur Geschichte der badischen Hausiergesetzgebung siehe *Bissing*, Der Hausirhandel, in: Badisches Centralblatt für Staats- und Gemeinde-Interessen 1855, S. 54—56, sowie *Hermann Lohr*, Das Hausiergewerbe im (Großherzogtum und) Amtsbezirk Baden, in: Untersuchungen über die Lage usw. (wie Anm. 1), S. 167—272, bes. S. 171—177.

[29]) Aus dem Erlaß der Regierung des Unterrheinkreises Mannheim vom 22. 11. 1837 an das Bezirksamt Walldürn zur Namhaftmachung der konzessionierten Walldürner Händler, abgedruckt bei *Geißler* (wie Anm. 1), S. 142. Zuvor — 1830 — war lediglich der Handel mit Heilig-Blut-Seide als „Unfug" verboten worden. Diesen Erlaß siehe ebenfalls bei *Geißler* (wie Anm. 1), S. 142.

[30]) Bericht des Gemeinderates Walldürn vom 14. 12. 1837, abgedruckt bei *Geißler* (wie Anm. 1), S. 142 f.

[31]) Erlaß der Regierung des Unterrheinkreises Mannheim vom 5. 6. 1838, abgedruckt bei *Geißler* (wie Anm. 1), S. 143 f.

[32]) Eine solche vom 17. 8. 1838, abgedruckt bei *Geißler* (wie Anm. 1), S. 143.

[33]) Beide Argumente in dem Gesuch vom 9. 10. 1852, abgedruckt bei *Geißler* (wie Anm. 1), S. 128 f.

[34]) Stadtarchiv Walldürn, „Kriegs-Kosten-Rechnung" R 192 (vgl. Anm. 24).

[35]) So ausdrücklich die Begründung des Bezirksamtes Walldürn 1852 zur Beschränkung des Walldürner Handels, zitiert bei *Geißler* (wie Anm. 1), S. 127 f.

[36]) „Journal pr. Theodor Ehemann 1850", Heimatmuseum Walldürn, Inv. Nr. Hw 40. Das Geschäftsbuch umfaßt 574 Seiten und ist bis 1856 geführt worden. Neben den Hausierern wurden zur Walldürner Wallfahrt zahlreiche Standinhaber beliefert, die nur zum kleineren Teil mit den ersteren identisch waren. Vielleicht lag den Standleuten daran, ihr Recht auf Verkauf bei der Wallfahrt nicht durch heimliches Hausieren zu gefährden.

[37]) *Geißler* (wie Anm. 1), S. 128.

[38]) Ebenda, S. 130 und 131.

[39]) *Hartke* (wie Anm. 19), S. 212.

[40]) Vgl. *Assion* (wie Anm. 6), S. 71—74. Ein Teil der Auswanderer kam natürlich auch aus bäuerlichen Familien.

[41]) Mündliche Mitteilungen von Hilda Frank,

Walldürn, 1986. Julius Frank stammte aus einer Glaserfamilie und übernahm die Zuckerbäckerei von Seiten der Schwiegereltern (Kilian, Obere Vorstadt).

[42]) Vgl. *Geißler* (wie Anm. 1), S. 130. Entsprechend kam die Bahn auch den landwirtschaftlichen Saisonarbeitern aus den Dörfern in Walldürns Nachbarschaft zustatten. Siehe dazu *Peter Assion,* Die Lohnschnitter des Odenwaldes. Zur vorindustriellen Wanderarbeit und ihren volkskundlichen Aspekten, in: Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften III, Breuberg-Neustadt 1980, S. 281—312, bes. S. 289.

[43]) *Meyer* (wie Anm. 2), S. 476 f. Etwas ausführlicher dasselbe bei *Geißler* (wie Anm. 1), S. 134 f.

[44]) Mündliche Mitteilungen der Händlerin Rosa Zorngiebel geb. Heilmann (1883—1972), Walldürn, 1965. Nach Angaben von Frau Zorngiebel konnte der Verf. noch zahlreiche Überlieferungen vom Wandergewerbe aufzeichnen. — Zum Schmuck der Christbäume mit Walldürner Teigfiguren vgl. *Heinz Bischof,* Heimatbuch Hundheim, Hundheim 1964, S. 324: „Geputzt stand in der Stube der ‚Zuckerbaum'. Die ‚Bawett' aus ‚Dürn' hatte sich rechtzeitig eingestellt und gesorgt, daß die Bäuerin für jeden ihrer Buben ein Zuckerpferd und für jedes Mädchen eine Zuckerpuppe kaufte. Diese hingen am Baum, wenn die Großmutter die Kinder dann zum Gebet vor der Krippe geholt hatte". — Der „Krebbel" soll stark im Spessart und in der Bruchsaler Gegend gefragt gewesen sein, wurde auch an die Rute des Nikolaus gebunden und für das weihnachtliche Brauchtum bis etwa 1920 hergestellt. (Mündliche Mitteilung von Heinrich Englert, Walldürn, 1976).

[44a]) Die mittels einfacher Papiertüten aufgespritzten Zuckergußverzierungen scheinen vorherrschend geworden zu sein, nachdem die Teige verbessert worden waren und mehr „aufgingen", d.h. das Modelbild nicht mehr bewahrten. In der Zukkerbäckerei gilt die Regel: je schlechter der Teig, desto schöner das Modelbild.

[45]) Im Geschäftsbuch des Wachsziehers Ehemann (siehe Anm. 36) sind weiße, gelbe, rote, grüne, gemalte und feine Wachsstöcke unterschieden, auch nach dem Preis. Ansonsten sind weiße Kerzen und gelbe „Kerzli" genannt.

[46]) Zum Beispiel beim Kochen, Spülen und Holzhacken. Rosa Zorngiebel (vgl. Anm. 44) und schon deren Mutter strickten abends in den Bauernfamilien die Strümpfe und Socken an, und hatten sie für sich selber Zeit, so häkelten sie rechteckige Deckchen, die später — zusammengenäht — eine Überdecke fürs Bett ergaben. Daß auswärtige Gelegenheitsarbeit so wichtig wie das gleichzeitige Hausieren wurde, war die Ausnahme. Es wird von der „Fritzin" und ihrem Mann berichtet, die zusammen halbe Jahre lang fort gewesen sein sollen, die Frau als Kochhilfe in Wirtshäusern, der Mann als Gelegenheitsarbeiter sich durchschlagend und beide immer auch handelnd.

[47]) Rosa Zorngiebel (wie Anm. 44).

[48]) Als solcher war der Händler Wilhelm Heß (1872—1953) weithin bekannt, der Gewerbe und Namen von seinem Vater Franz Alois Heß (siehe Anm. 24) geerbt hatte. Nach seinem Vorbild ist die heute als „Herzlis-Alis" auftretende Walldürner Traditionsfigur geschaffen worden (vgl. unten). Den Namen „Zuckerresel" hatte sich Rosa Zorngiebels Mutter verdient, und als die Tochter in deren Fußstapfen trat, galt sie bald als „die jung' Zuckerresel".

[49]) Rosa Zorngiebel (wie Anm. 44). Bei nachlassender Nachfrage nach den Walldürner Waren (siehe unten) war dieses Arrangement um so wichtiger, aber es kam gerade dann auch wieder vor, daß man zu Kirchweihen und dergl. heimlich fortging, um keine unliebsame Konkurrenz nachzuziehen. (Mündliche Mitteilung von Alfred Arbogast, Walldürn, 1986).

[50]) Vgl. *Geißler* (wie Anm. 1), S. 133, und *Lohr* (wie Anm. 28), S. 239 f. (zu einem im Amtsbezirk Baden auf Devotionalien spezialisierten Walldürner Hausiererpaar).

[51]) *Elsishans* (wie Anm. 27), S. 34.

[52]) Den Verkauf von Walldürner Papierblumen bei Trauerfällen bezeugt entsprechend *Werner Geiger,* Totenbrauch im Odenwald, Lindenfels 1960, S. 49: „Händlerinnen brachten und bringen sie heute noch vor die Türen der Häuser zum Verkauf."

[53]) *Geißler* (wie Anm. 1) zählte 1899 nur 10 solcher Hausierer (S. 133).

[54]) Rosa Zorngiebel (wie Anm. 44), u.a. in bezug auf den Onkel Hofmann, der mit handgeschmiedeten Nägeln hausierte.

[55]) Dieser Handel scheint bedeutender gewesen zu sein, als bisher in der Literatur zum Ausdruck kam. Mündliche Berichte weisen immer wieder darauf hin, und aus dem „Walldürner Stadt- und Landboten" vom 16. 7. 1875 ist zu belegen, daß „verschiedene vom Bischofsheimer Markt heimkehrende Schuhmacher" in Königheim von einem Wetter überrascht worden sind, wobei „deren Wagen zertrümmert und die Warenkisten fortgeschwemmt" wurden. Über einen Walldürner Schuhmacher und -händler schrieb dann 1907 *Bittmann* (wie Anm. 76): „Die Schuhmacherei geht schlecht, es wird nichts mehr verdient" (S. 853). Diese Situation ergab sich natürlich durch die Konkurrenz der Schuhfabriken.

[56]) Abdruck des vollständigen Gedichtes bei *Peter Assion,* Anfänge und Entwicklung der Mundartliteratur im badischen Frankenland, in: Badische Heimat 63 (1983), S. 401—411, hier S. 402 f.

[57]) *Geißler* (wie Anm. 1), S. 137.

[58]) Mündliche Mitteilung von Rosa Sans, Walldürn, 1978. Zur Funktion eines eigenen Erzählgutes für das wandernde Gewerbe vgl. auch *Assion* (wie Anm. 42), S. 299 f.

[59]) Mündliche Mitteilung von Lydia Günther, Walldürn, 1986, bezüglich des Vaters Eugen Krämer (1875—1943) und anderer Lebküchner. Vgl. auch *Kieser* (wie Anm. 26), S. 120.

[60]) Unter „Magenbrot" versteht man Lebkuchenwürfel mit Schokolade-Überzug: eine Spezialität, die von den Nürnberger Lebkuchenherstellern übernommen und in Walldürn zuerst bei Georg Adam Krämer, sodann bei Julius Frank hergestellt worden sein soll (mündliche Mitteilung von Hilda Frank, wie Anm. 41). Für eine billigere Variante wurde früher statt Schokolade auch brauner Zuckerguß verwendet. „Brustzucker" wurde aus gekochtem Zucker, dem Pfefferminzöl und grüne Farbe beigemischt wurden, hergestellt: in Heimarbeit noch z. T. in den 1960er Jahren (Rösle Spieler, Schmalgasse).

[61]) Zum Beispiel „Herchet" auf Oblaten, „Nunneförzli" mit Gewürzteigfüllung, Biskuit-„Bündli", Lebkuchengebäcke in verschiedenster Form („Moppen", Pfeffernüsse, „Pflastersteine", „Ipsilande" usw.). Vgl. auch *Kieser* (wie Anm. 26), S. 118.

[62]) *Gottlieb Graef,* Adelsheimer Jahrmarkt, in: Fränkischer Landbote 1966, S. 67—69 (Nachdruck einer älteren Veröffentlichung in: Die Pyramide).

[63]) *Rosa Müller,* Erinnerunge an de Micheelimark von früher, in: Historischer Verein Alt-Wertheim e.V., Jahrbuch für das Vereinsjahr 1920, S. 117—119, hier S. 118.

[64]) Das Armenviertel Walldürns, in dem die meisten Händler wohnten. Die anderen hatten in der Sandgasse, Schmalgasse und in der Oberen Vorstadt ihr Quartier.

[65]) Vgl. *Otto Heilig,* Die Ortsnamen des Großherzogtums Baden, Karlsruhe o. J. (1906), S. 123, sowie *Hans Eckstein,* Walldürner Lebküchnerei, in: Der Wartturm 2 (1926/27), S. 27 f.

[66]) Mündliche Mitteilung von Maria Müller, Walldürn, 1965.

[67]) So etwa 1866, nachdem in Walldürn die Cholera ausgebrochen war. Im „Main- und Tauber-Boten" sowie im „Buchener Anzeiger" (13. 9. 1866, S. 1) wurde damals fast schadenfroh geschrieben, die Walldürner Marktleute sollten „dermalen hübsch zu Hause bleiben".

[68]) Beides geht aus dem Geschäftsbuch des Wachszichers Ehemann (siehe Anm. 36) hervor. „Für sein Neujahr" erhielt jeder Händler etliche Lot feine Wachsstöcke, die er auf eigene Rechnung verkaufen konnte. Die Standleute erhielten ein entsprechendes Wallfahrtsstück in Form gelber Kerzle.

[69]) Hilda Frank (wie Anm. 41) zum in der väterlichen Bäckerei üblichen Brauch.

[70]) *Geißler* (wie Anm. 1), S. 135.

[71]) Versammlungen des „ambulanten Gewerbes" Walldürn mit der Besprechung gemeinsamer Interessen — z. B. bezüglich des Wallfahrtsmarktes — sind dem Verf. erst aus den 1950er Jahren bekannt.

[72]) *Geißler* (wie Anm. 1), S. 138.

[73]) *Elsishans* (wie Anm. 27), S. 44.

[74]) Hier waren die Warenproduzenten bekanntlich so stark von den Trägergesellschaften abhängig und deren Preisdiktat unterworfen, daß sie nicht das Geld erwirtschaften konnten, um die Betriebe — z. B. die Glashütten — zu modernisieren.

[75]) Siehe hierzu *Geißler* (wie Anm. 1), S. 137 f. Selbst *Bittmann* (wie Anm. 76), der ein recht bedrückendes Bild von den unterschichtlichen Lebensverhältnissen Walldürns gibt, schreibt noch 1907 von einer den Spessart besuchenden Lebkuchen- und Wachshändlerin: „bei ihrer alten festen Kundschaft findet sie sicheren Absatz" (S. 854).

[76]) Eine Reihe konkreter Beispiele hierzu bei *Karl Bittmann,* Hausindustrie und Heimarbeit im Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1907, S. 847—856 („Walldürn").

[77]) Die Zahlen nach *Ottmar Haas,* Physiognomie und wirtschaftsgeographische Struktur der Stadt Walldürn. Zulassungsarbeit (Masch.) für das Lehramt an höheren Schulen, Würzburg 1957, S. 35. Dazu Stadtarchiv Walldürn A 628—A 634: Wandergewerbescheine 1889—1958.

[78]) Verächtlich hieß es entsprechend von Frauen, die den Handel aufgegeben hatten: „Die hot früher a die Bettelmanne uffg'hatt!" (Mündliche Mitteilung von Josef Schell, Walldürn, 1985).

[79]) Mündliche Mitteilung von Brunhilde Link, Walldürn, 1977, nach Erzählungen der Mutter Lina Schachner. Der (rotwelsche?) Text soll bedeutet haben: „Hast du eingesteckt, bei der großen Tafel (Mahlzeit), zeig her, hast du nichts?"

[80]) *Geißler* (wie Anm. 1), S. 132.

[81]) Ebenda, S. 132.

[82]) Mündliche Mitteilung von Alfred Arbogast, Walldürn, 1986. Derselbe erinnert sich noch an solche Fahrten zur Messe nach Wertheim, an denen seine Großmutter Anna Zorngiebel beteiligt war.

[83]) *Geißler* (wie Anm. 1), S. 138.

[84]) *Linus Bopp,* Heiteres, Gruseliges, Glückhaftes und Brauchtümliches aus meiner Heimatgemeinde Limbach im Odenwald, in: Festschrift 100 Jahre Blasmusik Limbach, Limbach 1963, S. 65 (im Abschnitt über Adventsbrauchtum).

[85]) *Graef* (wie Anm. 62), S. 68. Vgl. auch *Heinz Bischof,* Fränkische Dorfbilder, Tauberbischofsheim o. J. (1986), S. 27 f.

[86]) *J. J. Hoffmann,* Lustige Geschichten aus dem Schwarzwalde, Bonndorf o. J. (um 1913), S. 188 bis 193. Hoffmann, der als Lehrer nach Walldürn versetzt wurde und dort 1917 als Heimatschriftsteller starb, erwähnt auch die Spuren des Walldürner Hausierertums in der landläufigen Sage. So stand am Hohen Ochsenkopf bei Herrenwies im Schwarzwald ein Bildstöckchen, von dem es hieß, daß hier „ein Walldürner Hausierer verunglückt" sei (ebenda, S. 186). Diesem Beleg ist an die Seite zu stellen, was von einem Steinkreuz in Wölchingen bei Boxberg gesagt wird: es stehe an der Stelle, wo „ein Käsmann aus Walldürn oder ein Schäfer . . . im Streit erschlagen worden" sei. Siehe *Bernhard Losch,* Sühne und Gedenken. Steinkreuze in Baden-Württemberg (= Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg, 4), Stuttgart 1981, S. 99. Zum eigenen Sagenrepertoir der Walldürner Hausierer vgl. *Peter Assion,* Weiße, Schwarze, Feurige. Neugesammelte Sagen aus dem Frankenland, Karlsruhe 1972, S. 52 f. und Editionsteil. Schwankhaftes ferner bei *dems.,* Unheilige Geschichten aus dem „Heiligen Land", in: *Rudolf Lehr / Adolf Gängel* (Hrsg.), Vom Rhein zum Taubergrund. Ereignisse und Gestalten, Sandhausen/Heidelberg 1976, S. 205—210.

[87]) Ein solcher war der populäre, auch in vielen Schwänken nachlebende „Hesse Kaarle", der etwa dem letzten Riesenwirt Claes aus dem Odenwalddorf Steinbach die Frau vermittelte. Daß sich die Hausierer auch selber einen Ehepartner von draußen mitbrachten (oder nach draußen heirateten), kam hingegen sehr selten vor. Dem Verf. ist nur der Einzelfall eines Schwarzwälders, der bei einer Walldürner Händlerin einheiratete, bekannt (Bleier, Hauptstraße).

[88]) Jedenfalls die meisten. Doch gab es einzelne Fabrikanten, die die viele „Lauferei", die mit dem Hausierhandel verbunden war, ablehnten. Siehe *Kieser* (wie Anm. 26). S. 122.

[89]) Alfred Arbogast (wie Anm. 82).

[90]) Der Verkauf der Hausierer war — wie oben dargelegt — eng an die Entwicklung des Brauchtums gebunden und spiegelt mit dem Aufblühen weihnachtlicher Bräuche im 19. Jahrhundert, mit der gesteigerten Bedeutung der Erstkommunionfeier usw. ebenso ein Stück Brauchgeschichte, wie dann mit dem Wandel und Niedergang ländlicher Brauchformen (vgl. Mariä Lichtmeß) in neuerer Zeit. Der Umsatz der Fabriken war auch deshalb bedeutender, weil über die Grossisten mit neuen Produkten (z. B. Zierkerzen für Wohnzimmer) ein mittelständisches Publikum erreicht wurde.

[91]) *Geißler* (wie Anm. 1). S. 133.

[92]) *Bittmann* (wie Anm. 76), S. 851.

[93]) *Haas* (wie Anm. 77), S. 35.

[94]) Ebenda. Die Handelserlaubnis gründet sich bis heute auf die alte Gewerbeordnung, die als Reichsgewerbeordnung 1883 bzw. 1900 in Kraft gesetzt und mit späteren Novellierungen auch Bundesrecht wurde. Die zum Hausieren und Marktfahren berechtigende „Reisegewerbekarte" von heute wird für drei Jahre gewährt und bei Gewährleistung persönlicher und steuerlicher Vertrauenswürdigkeit um jeweils fünf Jahre verlängert. Die heutigen Händler unterliegen der Umsatzsteuer.

[95]) Nach freundlicher Mitteilung der Gewerbeabteilung des Gemeindeverwaltungsverbandes Hardheim-Walldürn mindestens sechs Händler mit Gemischtwaren, darunter auch Wachs, Blumen und Lebkuchen.

[96]) Es handelte sich um Kunstdrucke mit religiösen Motiven oder mit Landschaftsthematik, die in Walldürn gerahmt und verglast wurden, wozu aus Rahmenfabriken in Amberg und Augsburg vorgefertigte Rahmen bezogen wurden. (Freundliche Mitteilung von Oskar Englert j., Walldürn, 1967.)

[97]) *Rosa Zorngiebel* (wie Anm. 44), SDR-Rundfunk-Interview für die Sendung „Is des net e luschdis Völkle" des Verfassers, gesendet am 30. 1. 1965. Dazu vgl. den noch von *Geiger* (Anm. 52) bezeugten späten Hausierhandel mit Papierblumen.

[98]) Statt der als „kitschig" empfundenen Drucke wurden Original-Ölgemälde verlangt, was zeitweise zu einer Massenproduktion solcher „Originale" — serienweise nach Vorlage gemalt — führte. Siehe dazu *Wolfgang Brückner,* Kleinbürgerlicher und wohlstandsbürgerlicher Wandschmuck im 20. Jahrhundert. Materialien zur volkstümlichen Geschmacksbildung der letzten hundert Jahre, in: Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde 12 (1968), S. 35—66 (mit Walldürner Beispielmaterial).

[99]) So waren etwa 1963 auf der Königshofener Messe neben ca. 15 Walldürner Marktständen mindestens ebenso viele große Marktwägen aus Würzburg usw. aufgefahren, und das Geschäft der Walldürner „fallierte". Besser stand es damals noch um die kleinen Märkte, wo auch das Gespräch mit den altbekannten Handelsleuten gesucht und ganz spezielle Walldürner Backwaren verlangt wurden. (Freundliche Mitteilung von Anneliese Kirchgeßner, Walldürn, 1963).

[100]) Wie Anm. 95. Im einzelnen handelten 15 Personen mit Zucker-, Wachs-, Spiel- und Kurzwaren sowie Bildern und Devotionalien, 6 mit Textilien und Zusätzlichem (Kerzen, Süßwaren), 6 nur mit Textilien, 3 nur mit Kurzwaren und eine Person nur mit Bildern.